Erinnerung an den St. Gotthard

Autor(en): **Eichhorn, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572361

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Er solle in Amerika sein und dort sich eine Stellung geschaffen haben — Ein Tropfen auf einen glühenden Stein, gerade genug, um ihre Pein, ihr Denken von neuem zu beleben, vom Sterben sie zurückzuhalten, zum Leben so bitter, bitter wenig!

Wie oft hatte sie an den Tod gedacht als Freund! Wenn er doch käme, wenigstens er! Sie würde ihn nicht zurückgestoßen haben — mit einem Danke auf den blassen Lippen wäre sie ihm gefolgt in sein dunkles Reich. — Ihn suchen — auch der Gedanke war unbestimmt, doch deutlich in ihrer Seele aufgestiegen — ihn suchen, den Freund? Doch nein, da stellte sich wieder jenes kleine Fünkchen Hoffnung zwischen sie und den Abgrund und flackerte zur mächtigen Flamme auf, daß sie die Schlucht nicht mehr sah und zurückschreckte vor der Finsternis und leben wollte für ihn, nur für ihn — und er kam nicht.

So war es denn wieder Herbst geworden, ein schöner, kalter Herbsttag, gerade wie damals. Heute mußte sie hinaufsteigen an ihren Lieblingsplatz im Schatten der sterbenden Bäume.

Langsam, kaum hörbaren Schrittes war sie durch den Wald gezogen, immer tiefer und tiefer; unter ihr schwanden die Häuser der Stadt, und kalte würzige Luft, schon durchzogen von den ersten Nebelschleiern des Abends, wehte ihr an die heißen Schläfen.

Noch einmal blieb sie stehen. Die Hand gegen einen hohen Stamm gelehnt, blickte sie hinab auf die Dächer, die alle von der Sonne mit Kupfer und Gold bezogen schienen; dann wandte sie müde den Kopf und trat heraus auf die kleine Lichtung, wo sich die alte Bank, Stütze suchend, anschmiegte an ihren Freund, den alten treuen Waldriesen. Schon wollte sie träumend sich niederlassen, als ihr Blick starr auf das morsche Holz gerichtet blieb, während ihre Hand, Hülfe suchend, in einen Ast des Buschwerks griff, der als Zeichen seiner Hülfefreudigkeit ihr das Letzte gab, was er sein Eigen nannte — eine Handvoll welker Blätter. Krampfhaft preßte sie das Laub zusammen und blickte schwer atmend immer noch nach dem alten Stamm. „Ich glaube an den Frühling!“ stand deutlich in kräftigen rohen Zügen im morschen Holze eingeschnitten. Ihre ganze Gestalt durchlief ein Zittern; sie sank leise zurück, sie wollte sprechen — doch zwei heiße Lippen schlossen ihr den Mund.

Lange stumm lagen sie sich in den Armen; nur „Verzeihung!“ hatte sie gehaucht und ihre glühende Stirne noch fester an seine Brust gelegt. Er zog sie näher an sich, küßte die liebe Stirne, und ein Blick voll unsäglicher Freude, von unsäglichem Glück und tiefem Mitleid traf das blonde Köpfchen, das sich an ihn schmiegte.

„Mein Frühling!“ stammelte sie und küßte das zerknüllte welke Laub in ihrer Hand.

Erinnerung an den St. Gotthard.

Mit Abbildung.

Längst bekannt ist der alte Gotthardpaß als starke Verkehrsader zwischen Nord und Süd. Jetzt führt bekanntlich die Gotthardlinie durch den nahezu fünfzehn Kilometer langen Felsenstollen des St. Gotthard.

Derweilen ist es auf der Paßhöhe droben recht still und öde geworden. Die rauschenden Wogen des lauten Weltmarktverkehrs reichen nicht mehr hinan. Verschwunden sind die ächzenden Lastwagen, verstummt ist das helle Getrappel der vielen Saumpferde und der eintönige Zuruf der Viehtreiber. Das stattliche Fünfgespann der Schweizer Alpenpost mit seinem lustigen Schellengeklingel verkehrt längst nicht mehr, und der rüstige Wanderer geht nur noch zur hohen Sommerszeit hinüber; denn die Gotthardbahnzüge fahren in fünfzehn bis zwanzig Minuten unten durch den Tunnel, und auf den Höhen des St. Gotthard haust der Winter eisig streng, wohl fast so wie im hohen Norden.

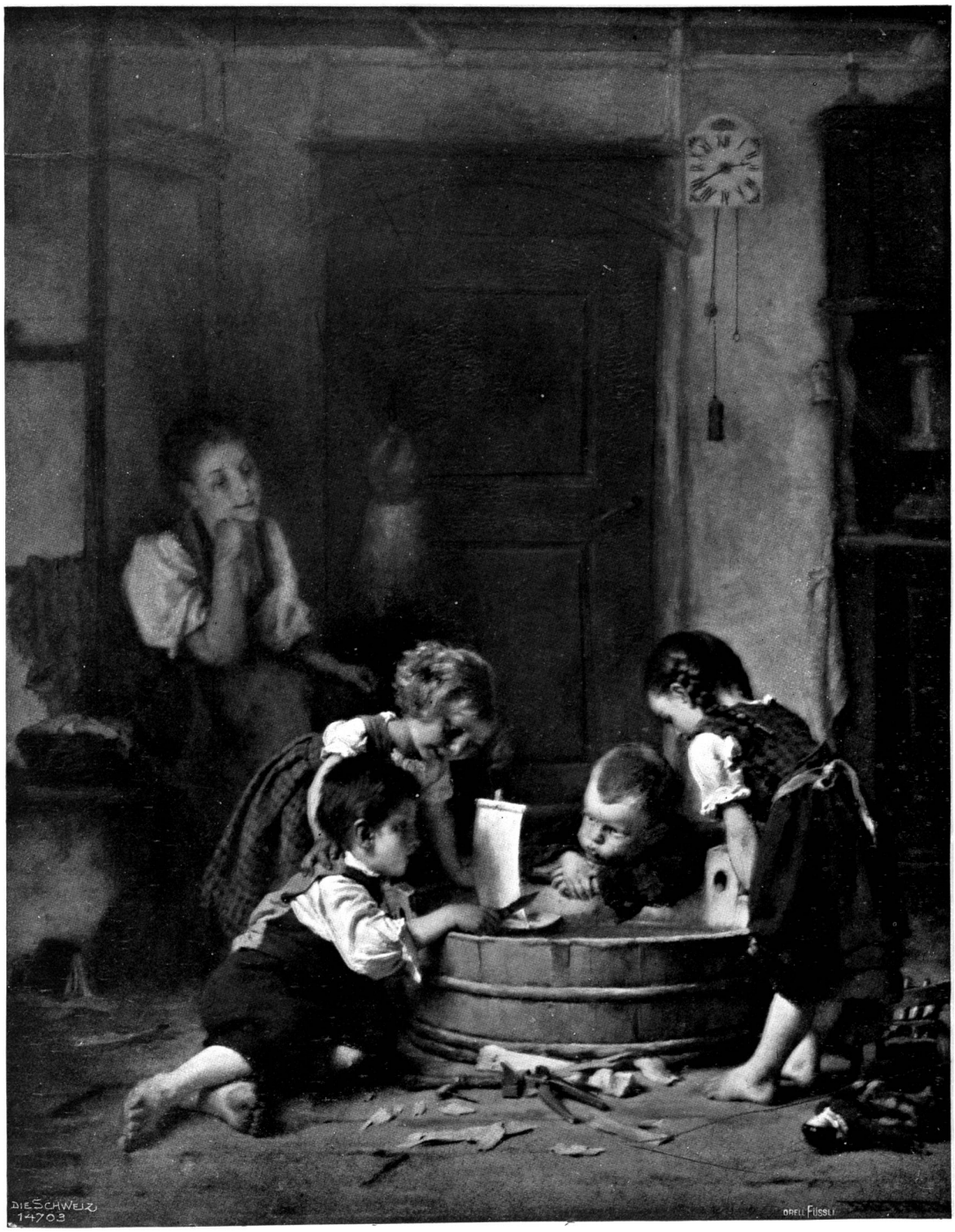
Vor 1882 war's mit dem Gotthardverkehr freilich noch anders. Da gingen zur Winterszeit täglich die Postschlitten hin- und herüber, trotz sibirischer Kälte, riesiger Schneemassen und großer Lawinengefahr. Teure Menschenleben und wertvolle Postgüter waren dem jeweiligen Leiter der Gotthardpost, dem Postkondukteur, während mehrtägiger Fahrt von oft vierzig bis sechzig Schlitten anvertraut. Gewiß keine Kleinigkeit! Daß es zu solch verantwortungsvollem Posten besonders tüchtiger Männer bedurfte, das ist selbstverständlich. Kecker Wagemut, erprobte Manneskraft und volle Zuverlässigkeit waren unerläßlich. Mancher Postillon endete als Opfer seiner Pflicht. Der Gotthardpostillon, wie auch der Kondukteur im Volksmunde hieß, war denn auch meist eine kernige Natur und imposante Gestalt. Unser letzter Kondukteur der Gotthardpost, der über fünfzig Jahre in verantwortungsvollem Postdienste stand, Michael Danioth von Andermatt (Uri), also vom Gotthard selbst, ein echter Gebirgssohn, schied 1904 aus dem Dienste. Obschon er tief in die Siebzig geht, hält der silberhäuptige Greis sich noch stramm aufrecht wie eine knorrige Wettertanne.

Michael Danioth, der letzte Gotthardpostillon.

Der St. Gotthard gehört bekanntlich zu den wildesten Gebirgspässen der ganzen Alpenkette. Ein Uebergang zur strengen Winterszeit, ja bis weit ins Frühjahr hinein, war nicht selten voll Schrecknisse, Gefahren und Mühsale. Er entbehrte aber auch des Romantischen nicht und bot richtigen Kraftnaturen dutzendfache Gelegenheit, irgendwie sich auszuzeichnen. Es fehlte nicht an Abenteuern. Auch der kleine Schalk Cupido soll nicht selten mitgefahren sein. Und wie lieb manches Mal die guten Mönche des St. Gotthardhospizes den hin und wieder Eingeschneiten getreulich geholfen, die Langweile zu vertreiben, das möchte kaum geschrieben am Himmel stehen, behauptet Michael Danioth, wenn er etwa einmal in seiner Erinnerung blättert, was freilich höchst selten so geschieht, daß andere es erfahren.

Danioth hat aber in seinem langen und beschwerlichen Dienste vieles erlebt. So wurde sein Postzug zu Anfang der Sechzigerjahre am Monte Cenere bei tiefdunkler Nacht von italienischen Wegelagerern räuberisch überfallen, und am 12. November 1874 mußte Michael Danioth der Post zu Hülfe eilen, die in der wilden Felsenschlucht der Tremola am Südfuße des Gotthard von einer mächtigen Lawine verschüttet worden war. Seiner aufopfernden Anstrengung gelang es, alle Insassen bis auf den Postillon Renner aus erdrückender Masse von Eis und Schnee zu befreien und unters gastliche Dach des Hospizes zu bringen. Schon fast erschöpft, rettete er auch das Postfelleisen noch.

Karl Eichhorn, Luzern.



Spielende Kinder.

Nach dem Gemälde von Diethelm Meyer (1840—1887).

Eigentum des Staates Aargau im Gewerbemuseum zu Aarau.